

BAND 25

Palästina und die Palästinenser

60 Jahre nach der Nakba

Herausgegeben von der Heinrich-Böll-Stiftung und Christian Sterzing



Asymmetrischer Dialog

Von der Hierarchie der Leiden und der Konkurrenz der Katastrophen

In dem amerikanisch-israelischen Dokumentarfilm *Promises*¹ porträtieren die Regisseure sieben palästinensische und israelische Kinder zwischen 9 und 13 Jahren. Diese Kinder wohnen zwanzig Minuten voneinander entfernt im Großraum Jerusalem, leben jedoch in völlig getrennten, sich feindlich gesinnten Welten. Sie waren aber bereit, sich für diesen Film kennenzulernen. Von der Kamera begleitet, trafen sich einige von ihnen über mehrere Jahre hinweg; die Leidenschaft für das Fußballspielen hatte sie trotz aller Vorurteile in einen guten Kontakt miteinander gebracht. Durch ihre Herkunft und die politische Situation waren die Kinder zwar bereits stark geprägt, dennoch waren sie noch kindlich neugierig und aufgeschlossen. Die Aufnahmen entstanden zwischen 1995 und 2000 – dem Jahr, in dem die Zweite Intifada ausbrach –, noch bevor eine hohe Mauer Palästinenser und Israelis voneinander abschnitt wie Zwillinge bei der Geburt.

Einer der palästinensischen Jungen äußerte unter Tränen die Befürchtung, seine israelischen Freunde zu verlieren, denn sie würden wohl bald keinen Gefallen mehr daran finden, ihn zu besuchen. Ihm waren die Zerbrechlichkeit der Beziehung und die angespannte politische Lage schmerzlich bewusst. In der letzten Drehphase wurden seine Ängste schließlich bestätigt: Zwei israelische Brüder, die regelmäßig mit ihm gespielt hatten, zeigten kein Interesse mehr an diesen Begegnungen und äußerten sich, in ihrem Elternhaus von den Regisseuren befragt, gegenüber dem Schicksal ihres palästinensischen Freundes fast gleichgültig. Für die Teenager, denen die Welt mit allem modernen Komfort und all ihren Reizen offen stand, waren nun andere Dinge wichtiger. Der junge Palästinenser blieb jedoch in seiner Umgebung gefangen, mit nur wenig Hoffnung auf ein besseres Leben. Diese Erfahrung wird bittere Gefühle in ihm hervorgerufen haben.

Promises ist ein berührender und bedrückender Film, der die praktischen und psychologischen Komponenten der immens schwierigen Kommunika-

1 *Promises* (USA 2001) von B.Z. Goldberg, Justine Shapiro, Carlos Bolado. USA 2001, 35 mm, Farbe + S/W, 101 min.

tion zwischen Israelis und Palästinensern auf den Punkt bringt. Es herrscht eine kolossale Asymmetrie zwischen den beiden Gruppen, die immer wieder zu Enttäuschungen führt und die Beziehungen abbrechen lässt. Das israelische Narrativ und das palästinensische sind unvereinbar – jeder hat eine andere Perspektive auf die Geschichte und die aktuellen Ereignisse. *Promises* zeigt somit eine Dynamik, die sich wie ein roter Faden durch den gesamten Nahostkonflikt zieht.

Der politisch unabhängige amerikanisch-palästinensische Berater Akram Baker verweist zum Beispiel auf Sommerlager für palästinensische und israelische Jugendliche, die internationale Organisationen in Europa anbieten: «Die Gastgeber sind meist begeistert davon, wie gut die jungen Menschen sich hier vertragen und verständigen. Man muss aber bedenken, dass die Teilnehmer solcher Begegnungen in einem europäischen Land vor dem Gesetz gleichgestellt sind. Sobald sie wieder nach Hause fahren, geht der eine in die Armee und bewacht den Checkpoint, den der andere nicht passieren darf. Wie soll man eine Freundschaft erhalten, wenn die Realitäten am Ort jedem positiven Kontakt entgegenwirken?»², fragt der ehemalige Sprecher des 2001 verstorbenen Politikers Faisal Husseini.

«Wenn wir die Hoffnung verlieren, verlieren wir alles», hat der Palästinenser Khaled Abu Awwad vom palästinensisch-israelischen «Elternzirkel-Familienforum» gesagt.³ Und so wird die Hoffnung weiter von jenen beschworen, die an Menschlichkeit und den persönlichen Kontakt zwischen Feinden glauben und an der Basis daran arbeiten, die Kommunikation trotz aller politischen Hindernisse und Behinderungen nicht abreißen zu lassen.

Bei der Verleihung des Siegfried-Unseld-Preises in Berlin am 28. September 2010 sagte der israelische Preisträger Amos Oz: «Würden Sie [den palästinensischen Preisträger] Sari Nusseibeh und mich in den Vorraum dieser Halle setzen, wären wir in der Lage, innerhalb weniger Stunden die Rahmenbedingungen für eine Friedensvereinbarung zwischen Israel und Palästina zu entwerfen. Wir beide glauben an historische Kompromisse und an Koexistenz, und wir beide sind überzeugt, dass wir nicht zulassen dürfen, dass die Leiden der Vergangenheit die Versprechen der Zukunft erdrosseln»⁴, so der Schriftsteller. Und der Philosoph Nusseibeh, wenn auch wesentlich gedämpfter, nannte «den Zauber in uns»⁵, der den verfahrenen Friedensprozess doch noch voranbringen werde.

Es bedürfte tatsächlich der Zauberei oder starken internationalen Drucks, um endlich Frieden im Nahen Osten zu schaffen: Die 2010 abermals aufgenommenen Nahostgespräche befanden sich schon gleich nach ihrem Beginn in der Sackgasse. Da die israelische Regierung im Westjordanland weiter an jüdischen Siedlungen baut, gibt es zum gegenwärtigen Zeitpunkt für die palästinensische

2 Gespräch der Autorin mit Akram Baker, November 2010.

3 Siehe Alexandra Senfft, *Fremder Feind so nah. Begegnungen mit Palästinensern und Israelis*, Hamburg: 2009, S. 71.

4 *The New York Review of Books*, 13.10.2010.

5 Ebenda.

Führung wenig Anlass, weiter zu verhandeln. Mit jedem weiteren Tag, an dem jüdische Siedlungen in der Westbank erweitert oder gar neu gebaut werden, und zwar ganz gleichgültig, ob gerade verhandelt wird oder nicht, verschwindet palästinensisches Land unter dem Beton der Siedlungsstädte. «Der Friedensprozess entbehrt jeder Substanz, wenn weiter gebaut wird. Den Siedlungsbau zu beenden ist im Übrigen keine palästinensische Forderung, sondern eine Forderung der internationalen Gemeinschaft, wie es schwarz auf weiß in der *road map* nachzulesen ist», erklärt der Generaldelegierte Palästinas in Deutschland, Salah Abdel Shafi. Warum hat sich die palästinensische Führung auf neue Nahostgespräche überhaupt eingelassen, obwohl keinerlei Zugeständnisse vonseiten der Regierung Benjamin Netanjahus zu erwarten waren und stattdessen allerhand Vorbedingungen gestellt wurden? Vermutlich befürchtete Ministerpräsident Mahmud Abbas, wenn er die Verhandlungen ablehnte, würde das lediglich die Vorurteile der Gegenseite bedienen und die Palästinenser aufs Neue als Friedensverweigerer dastehen lassen – mit allen politischen und auch finanziellen Konsequenzen. Akram Baker vertritt die Ansicht, die Palästinensische Autonomiebehörde (PA) sollte sich auflösen und abgeschafft werden: «Sie ist eine reine Verwaltungsbehörde, die machtlos ist und ihre eigenen Bürger nicht schützen kann. Ihre Existenz ist außerdem irreführend, weil es nach außen so wirkt, als sei sie eine Regierung, die mit einer anderen Regierung, der israelischen, verhandele. Dabei besteht keinerlei Parität, sondern eine extreme Schieflage der Machtverhältnisse.» Nazmi al-Jubeh, der von 1992-1994 im palästinensischen Team an den bilateralen Verhandlungen in Washington teilgenommen hat, widerspricht; in der jetzigen Lage Strukturen wie die PA mit ihren rund 150.000 Beamten aufzulösen, hält er für «selbstmörderisch»⁶. Unter palästinensischen Intellektuellen herrscht Uneinigkeit darüber, wie auf die schwierige Lage reagiert werden soll.

Das alles sind schlechte Voraussetzungen für einen zielgerichteten, fruchtbaren Dialog, an dessen Erfolg beide Seiten Interesse haben müssten. «Es gibt heute kaum Vertrauen, keine direkten Gespräche, kein Einfrieren des Siedlungsbaus und, so mutet es mitunter an: keine nennenswerten politischen Vorgaben seitens der USA. Weniger sichtbar, aber nicht minder schlimm, ist das wachsende Desinteresse der israelischen und palästinensischen Führung, zu verhandeln», so die Nahostexperten Hussein Agha und Robert Malley.⁷ Misstrauen und Unsicherheit überschatten mehr denn je die Kontakte zwischen Palästinensern und Israelis – sofern diese überhaupt noch möglich sind. In Wahrheit glauben nur noch wenige an die Zwei-Staaten-Lösung. Der ehemalige CIA-Chef in Islamabad, Robert Grenier, diskutierte bereits im November 2010, welchen Zeitpunkt Historiker künftig für das Ende des Friedensprozesses erklären würden. «Wut und

⁶ Nazmi al-Jubeh im Interview mit der Autorin, November 2010.

⁷ Hussein Agha/Robert Malley, *Who's Afraid of the Palestinians?*, in: *New York Review of Books*, 10. Februar 2011, abrufbar unter <http://www.nybooks.com/articles/archives/2011/feb/10/whos-afraid-palestinians/?page=3>

Verdrängung sind stets die ersten Reaktionen beim Trauerprozess; die Realität zu akzeptieren kommt erst später.»⁸

Selten war die Stimmung unter Palästinensern so gedrückt und pessimistisch wie heute. «Die Palästinenser und Araber begreifen im Allgemeinen, dass Israel keinen Frieden will und alles dafür tut, ihn zu verhindern. Die internationale Gemeinschaft [...] scheint nicht in der Lage oder willens zu sein, etwas gegen Israels Handlungen oder unfriedliche Positionen zu unternehmen», meldete die palästinensische Tageszeitung *Al-Quds*, die der Fatah nahe steht, resigniert.⁹ Intime Kenner des Nahostkonflikts waren bereits vor der Wiederaufnahme der Friedensverhandlungen unter der Leitung von Barack Obamas Administration skeptisch gewesen. Sie befürchteten, dass neue Gespräche auf höchster Ebene – ohne klar definierte Ziele und ohne Vorgaben zu deren Erreichung – das Wort «Verhandlungen» weiter in Misskredit bringen würden. Schon lange haben die Politiker massiv an Glaubwürdigkeit verloren: «Verhandlung», «Dialog» oder «Friede» sind für die meisten Betroffenen nichts als Lippenbekenntnisse.

Die ersten Friedensgespräche zwischen Israelis und Palästinensern hatten genau vor zwanzig Jahren in Madrid begonnen. Auf der damaligen Konferenz war die PLO noch durch die Jordanier vertreten, die palästinensische Delegation leitete Haider Abdel Shafi, flankiert von Hanan Ashrawi als Sprecherin – beides Palästinenser aus den besetzten palästinensischen Gebieten. Aus israelischer Sicht war die PLO eine Terrorbande, und der damalige Regierungschef Yitzhak Shamir weigerte sich, die PLO als Verhandlungspartner zu akzeptieren. Kontakte von Israelis zu PLO-Vertretern standen in Israel seinerzeit sogar unter Strafe. Dennoch hatten sich diverse Friedensaktivisten wie Uri Avnery seit den 1970er-Jahren insgeheim mit Vertretern der PLO getroffen. Das war freilich auch nicht im Sinne aller Palästinenser – Said Hammami und Issam Sartawi wurden wegen ihres Verständigungswillens 1978 und 1983 von palästinensischen Terrorgruppen ermordet. Sogar noch Ende der 1990er-Jahre standen die Israelis Yael Lotan, Eliezer Feiler, Reuven Kaminer und Latif Dori drei Jahre vor einem israelischen Gericht, weil sie in Bulgarien mit PLO-Mitgliedern gesprochen hatten.

Auf ihrem Nationalkongress von 1988 in Algier zeigte sich die PLO, die seit ihrem Entstehen 1964 die Zerstörung Israels gefordert hatte, allerdings zum ersten Mal bereit, Palästina mit Israel in einer Zwei-Staaten-Lösung zu teilen. Erst als Yitzhak Rabin und Jassir Arafat sich bei der Unterzeichnung des Oslo-Abkommens 1993 in Washington die Hände schüttelten, war der Bann gebrochen: Gespräche zwischen israelischen und palästinensischen Politikern gehörten fortan zum Alltagsgeschäft – mit der Betonung auf «Geschäft», denn in der Region begann alsbald ein emsiges Treiben: Journalisten, Geschäftsleute, internationale Organisationen, Nichtregierungsorganisationen, Stiftungen und viele andere wollten am vermeintlichen Friedensprozess beteiligt sein. Inter-

8 Robert Grenier, *The Endgame for the peace process*, abrufbar unter <http://english.aljazeera.net/indepth/2010/11/20101120114435124111.html> vom 21.11.2010.

9 Are the peace efforts over? And what should we do?, *Al-Quds*, 25.11.2010.

nationale Gelder flossen nun in Strömen in die palästinensische Infrastruktur und in zahlreiche «Dialog»-Projekte, wovon manche mit einem echten Dialog wenig gemein hatten – zumindest jedoch als Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen die palästinensische Wirtschaft stützten. Nach harten Jahren der Intifada und dem Golfkrieg von 1991 war es nur verständlich, dass, wer konnte, von dieser neuen Situation in der Region profitieren wollte, und so mancher trug es mit dem Eigennutz recht weit. Es hat deshalb fast satirische Qualität, wenn in einer palästinensischen Veröffentlichung damals von «*holy profit*» die Rede war. Gemeint war freilich der heilige Prophet und nicht der heilige Profit. In den 1990er-Jahren entstand das, was die Kritiker zynisch als «Friedensindustrie» bezeichnen. «Die Palästinenser haben sich von der finanziellen Großzügigkeit der westlichen Spender und gegenüber deren Urteil rechenschaftspflichtig gemacht», urteilen Agha und Malley heute.¹⁰

Was einst die Palästinensische Befreiungsorganisation gewesen war, wandelte sich unterdessen zur Palästinensischen Autonomiebehörde. Die Gelegenheit wurde versäumt, einen inner-palästinensischen Dialog zu führen, um die verschiedenen politischen Gruppierungen zu vereinen und soziale gesellschaftliche Strukturen zu sichern. Stattdessen war die durch innere und äußere Einflüsse verdorbene politische Lage der Grund, weshalb die Fraktionen sich bekriegten. Korruption, Gönnertum und Machtkämpfe beherrschten fortan das gesellschaftliche Klima. Realistische Aussichten auf einen palästinensischen Staat zerschlugen sich, nachdem im Jahr 2000 die Verhandlungen von Camp David zusammengebrochen waren und der israelische Ministerpräsident Ehud Barak die Schuld ungerechtfertigt, aber erfolgreich allein den Palästinensern zuschob. Beide Seiten richteten sich nun wieder auf den Konflikt ein, anstatt die eigene Position selbstkritisch zu überprüfen und den eigenen Problemen innerhalb ihrer Gesellschaften Rechnung zu tragen.

All das Reden und Verhandeln – das offensichtlich nicht auf Augenhöhe stattgefunden hatte – brachte den Palästinensern wenig Gutes: Ihr Land ist seit den Oslo-Verträgen in Verwaltungszonen zerteilt und wird unablässig weiter von Straßen der jüdischen Siedler und Sicherheitsstraßen der israelischen Armee zerstückelt. Hinzu kam die Mauer, die die verfeindeten Bevölkerungsgruppen trennen soll, in Wahrheit aber vor allem einen weiteren Landraub für die Palästinenser und noch größere Bewegungseinschränkungen für sie bedeutet. Der Gazastreifen ist seit Jahren hermetisch abgeriegelt, von der Westbank und dem Rest der Welt vollkommen isoliert. Die während der Ersten Intifada entstandene islamistische Bewegung Hamas machte sich diese Fehlentwicklungen freilich rechtzeitig politisch zunutze: Sie beharrt bis heute, zumindest in offiziellen Verlautbarungen, auf dem Standpunkt, dass den Palästinensern das ganze historische Palästina zustehe und Israel keine Existenzberechtigung in der Region habe. Ehud Baraks Behauptung nach den Camp-David-Verhandlungen, es gebe keine palästinensischen Partner für Friedensverhandlungen, entpuppte sich

¹⁰ Hussein Agha/Robert Malley (2011).

somit mittlerweile fast als selbsterfüllende Prophezeiung: Die palästinensische Gesellschaft ist physisch und politisch tief gespalten, eine Spaltung, die mit der Zeit immer größeren Schaden anrichtet und die palästinensische Verhandlungsposition stark schwächt. Die Zeit arbeitet gegen die Palästinenser, doch viele Menschen fürchten auch um Israels Zukunft.

Oslo, Hebron, Wye River, Taba, Camp David, die «Clinton-Parameter», die Arabische Friedensinitiative, die «Road Map» oder «Genfer Initiative» – alle Befriedungsversuche für den Nahen Osten seit 1991 sind erfolglos geblieben. Dabei ist längst alles gesagt und ausgehandelt worden, die Friedensverträge liegen nahezu fertig in den Schubladen der verantwortlichen Politiker und harren ihrer Umsetzung. «Genug geredet. Es ist Zeit zu handeln», hatte der israelische Journalist Gideon Levy schon im September 2008 gesagt. Natürlich hatte er das Ende der Besatzung gemeint, doch kurz darauf brach die israelische Militäroperation *Cast Lead* («Gegossenes Blei») über die Menschen des Gazastreifens herein: Gewalt anstelle von Dialog.

Die Mehrheit der Palästinenser empfindet jegliche Verbindungen zu Israelis mittlerweile als kontraproduktiv, gleichgültig ob diese es ernst mit dem Frieden meinen. Mit ihnen zu sprechen, verändere nichts an der misslichen Lage, so die Einschätzung, vielmehr konsolidiere das die Besatzung. Schon bloße Beziehungen mit den israelischen Nachbarn gelten bei vielen als «Normalisierung», erwecken sie doch den Eindruck normalen Lebens, dabei ist nichts, aber auch rein gar nichts unter der Besatzung normal. Palästinenser, die weiter mit Israelis kooperieren, geraten oft unter massiven Druck ihrer Gesellschaft – oder sogar der palästinensischen Sicherheitskräfte. Viele ziehen deshalb die Konsequenz, Kontakte mit Israelis zu verweigern und Boykottbestrebungen gegen Israel zu unterstützen. Mitunter wirkt das fast wie ein Spiegelbild der einstigen israelischen Kriminalisierung von Begegnungen zwischen Israelis und PLO-Mitgliedern, wenngleich die Ursachen und Motive mitnichten vergleichbar sind. Doch es gibt Experten, die diese Haltung sogar als folgerichtig bezeichnen: «Der Friedensprozess ist siebzehn Jahre von Illusionen am Leben gehalten worden», so Agha und Malley. «Die Behandlung der palästinensischen Führung durch die internationale Gemeinschaft, als wäre sie die Vertretung eines Staates, hat die Palästinenser diesem Staat kein Stück näher gebracht. Es hat sie vielmehr darüber getäuscht, was sie von der Welt erwarten können, und ihre Politik korrumpiert.»¹¹

De facto hat es auf der politischen Bühne zwar viele Verhandlungen, aber noch keinen ernsthaften Dialog gegeben. «Wir alle haben unsere Vorurteile. Unsere individuellen Vorurteile sind nur ein winziger Teil der Last des Verstehens. Solange wir ihrer aber nicht bewusst sind, sind wir eher ein Teil des Problems als der Lösung»,¹² sagt die palästinensische Dozentin Saida Nusseibeh,

11 Hussein Agha/Robert Malley, ebenda.

12 Vortrag von Saida Nusseibeh (Zweite Vorsitzende des *Council for Jewish-Palestinian Dialogue*) auf einem Seminar des *Centre for Christian-Jewish Relations*, Madingley Hall, Cambridge, UK, 18.11.2001.

die gemeinsam mit dem englischen Nahostexperten Tony Klug und anderen schon in den 1970er-Jahren in England bedeutsame Dialogarbeit zwischen Juden und Palästinensern leistete. Es gehört zu den vielen Missverständnissen über das Wesen von Dialogen, dass sie dazu dienen, der Gegenseite die eigenen Vorstellungen zu oktroyieren, so dass man dann nur noch zur praktischen Umsetzung schreiten müsse, und die Partei mit dem dominanten Narrativ in diesem Prozess den Ton angibt. Der Gegenseite aufmerksam und offen zuzuhören, wird im Allgemeinen damit assoziiert, die eigene Identität aufgeben zu müssen und den moralischen Anspruch, Recht zu haben, zu verspielen. Der persönlichen Geschichte eines Palästinensers zu lauschen, ohne ihn zu unterbrechen oder ihm währenddessen zu widersprechen, könnte für einen Israeli beispielsweise bedeuten, zugeben zu müssen, dass die Juden des *Jischuv* – der jüdischen Gemeinde in Palästina vor dem Entstehen Israels – ein Unrecht begingen, als sie 1948 die Palästinenser von ihrem Land und aus ihren Häusern vertrieben. Er oder sie könnte – noch schlimmer – beginnen, am Existenzrecht Israels zu zweifeln. Palästinensern, die sich das Leiden der Juden während des Holocaust anhören, drängt sich oft die Frage auf, ob ihre Geschichte angesichts jenes Grauens eigentlich noch «gut genug» sei, um erzählt zu werden. Und wäre sie wirklich nicht «gut genug», könnten sie dann noch den Anspruch aufrechterhalten, auf ihr Selbstbestimmungsrecht zu pochen?

Da jegliche Annäherung von beiden Seiten meist als Bedrohung der eigenen Geschichte und Identität empfunden wird, ist es scheinbar einfacher, den anderen zu verleugnen, seine Bedürfnisse zu ignorieren, seine Positionen zu entwerten und ihn bis an den Rand des Krieges zu bekämpfen, anstatt sich auf einen Dialog einzulassen. Mit dem Feind einen Dialog zu führen, bedeutet indes nicht, die eigene Position aufzugeben: «Anerkennen ist nicht gleichbedeutend mit Legitimieren!», so der palästinensische Soziologe Sami Adwan.

Um eine günstige Atmosphäre für einen Dialog herzustellen, der von Anfang an auf Gleichberechtigung aufbaut und zum gemeinsamen Ziel hat, die Besatzung zu beenden und Frieden und Sicherheit für beide Seiten zu schaffen, ist es notwendig, den richtigen Zeitpunkt abzuwarten, eine passende Örtlichkeit für das Zusammentreffen zu wählen und sich auf eine gemeinsame Sprache zu einigen. Dabei ist stets penibel darauf zu achten, die außerhalb herrschende Asymmetrie zwischen Israelis und Palästinensern im Auge zu behalten und im Kreis der Gesprächspartner zu jeder Zeit für Gleichberechtigung zu sorgen. Besonders hilfreich ist der von Dan Bar-On entwickelte Ansatz, sich die eigene Lebensgeschichte zu erzählen. Der vor zwei Jahren verstorbene israelische Psychologe hat damit einen äußerst bedeutsamen Beitrag zur Konfliktbewältigung geleistet. Es stellt sich nämlich fast immer heraus, dass selbst die ärgsten Feinde biografische Schnittpunkte haben, über die sie sich mit dem «Anderen» identifizieren können, so dass dieser gar nicht mehr so fremd und feindlich wirkt. So entsteht allmählich Vertrauen, und Vertrauen bedeutet, sich der anderen Seite öffnen zu können, zu reflektieren und schließlich sogar eigene Positionen zu revidieren. Das bereitet den Weg für Kompromisse. «Der Zuhörer sollte seine

eigene Meinungen während eines Dialogs vollkommen abstellen, während er dem «Anderen» zuhört», sagt Saida Nusseibeh über ihre eigenen Erfahrungen. «Dabei lenkt er seine volle Aufmerksamkeit auf den Sprecher. Der Zuhörer macht so eine ganz neue Erfahrung – indem er nicht unterbricht oder argumentiert, hört er Dinge, die er noch nie zuvor gehört hat. Auch der Sprecher lernt etwas: Er merkt, dass er von jemandem gehört wird, der nicht sofort mit einer Antwort, einer Kritik oder mit Opposition reagiert. Der Sprecher wird nicht nur gehört, er hört sich auch selbst. Das ist eine fantastische Erfahrung, und der Sprecher geht anschließend nach Hause und überdenkt das Thema noch einmal»,¹³ so die Expertin für Konfliktlösung. Mit der Zeit sind die Gesprächsteilnehmer eines solchen Dialogs zunehmend bereit, sich gegenseitig zuzuhören, anstatt auf der eigenen Perspektive zu beharren und sich gegenseitig zu belehren. Sie müssen zugleich lernen, dass das, was sie im engen Kreis miteinander erarbeitet haben, außerhalb ihrer Gruppe noch keine Entsprechung hat: Die Realität «innen» wird hart konterkariert durch die Realität «draußen». Das kann schmerzlich und entmutigend wirken, und es erfordert Überzeugungskraft und Geduld, um die eigenen positiven Erfahrungen im normalen Alltag zu bewahren und in seine Umwelt zu tragen.

Grobe Verallgemeinerungen, Entwertungen und schließlich sogar ein entmenschlicher Gebrauch von Sprache sind Teil jedes tiefen Konflikts. Es ist deshalb auch wichtig, sich der unterschiedlichen Terminologie und ihrer Bedeutungen bewusst zu sein, um zu vermeiden, dass es zu unbeabsichtigten Beleidigungen und Verletzungen kommt, die das gerade erst gewonnene Vertrauen umgehend zerstören. Israelis zum Beispiel nennen den Krieg von 1948 den «Unabhängigkeitskrieg». Dasselbe Ereignis ist für die Palästinenser die *Nakba*, die Katastrophe ihrer Vertreibung und des Verlustes ihrer Heimat. Palästinenser betrachten jene, die gegen die israelische Besatzung kämpfen als «Freiheitskämpfer» – für die meisten Israelis sind es «Terroristen». «Palästina» heißt das Land der Palästinenser. Für viele Israelis indes, vor allem für jene mit rechtsgerichteten Ansichten, ist derselbe Flecken Erde *Eretz Israel*.

Ein Dialog ließe sich bereits als erfolgreich bezeichnen, wenn beide Seiten zur Kenntnis nähmen, dass es nicht ein einziges, gemeinsames Narrativ gibt, sondern zwei verschiedene Narrative, die beide ihre Berechtigung haben. Nach der Zweiten Intifada, dem Aufstand der Palästinenser, entwickelten Sami Adwan und Dan Bar-On mit palästinensischen und israelischen Lehrern ein neues Geschichtsbuch für Schulen.¹⁴ Darin sind beide Narrative nebeneinander dargestellt. In der jahrelangen Zusammenarbeit ging es gleich am Anfang darum, in welcher Sprache die Lehrer miteinander kommunizieren sollten. Der Parität

¹³ Ebenda.

¹⁴ Vgl. eine Kurzdarstellung des gemeinsamen palästinensisch-israelischen Schulbuchprojekts: Die Geschichte der anderen, in: *Zeit-online*, abrufbar unter: <http://www.zeit.de/2009/25/C-Schulbuch>; sowie: Die falsche Version der Geschichte, in: *die tageszeitung*, 27. Oktober 2010, zugänglich unter: <http://www.taz.de/1/politik/nahost/artikel/1/die-falsche-version-der-geschichte>

wegen einigte man sich auf Englisch. «Sprache hat nicht nur mit Symbolen oder Bedeutungen zu tun», so Adwan. «Sie ist auch Kultur, Realität, Interaktion und Leben. Würden wir nur Arabisch benutzen, gäbe das den palästinensischen Lehrern sofort mehr Macht. Genauso wäre es, wenn wir Hebräisch als Arbeitssprache einsetzen würden, das würde die Israelis bevorzugen... Englisch zu benutzen schafft hingegen für beide, Israelis und Palästinenser, Probleme, denn es fällt ihnen schwerer, ihre Ideen deutlich auszudrücken... Psychologisch gesehen hat die Tatsache, dass beide mit dem Englisch zu kämpfen hatten, für Gemeinsamkeit gesorgt.»¹⁵ Die Lehrer trafen sich ungeachtet der politischen Rückschläge und des jeweiligen gesellschaftlichen Drucks – auf beiden Seiten gab es Menschen, die dieses gemeinsame Projekt boykottieren wollten. Adwan weist hier vor allem auf den «Prozess» hin, der die Lehrer allmählich in einen konstruktiven Dialog miteinander brachte und auf ein gemeinsames Ziel richtete. So etwa kamen die palästinensischen Lehrer und diskutierten mit den israelischen Kolleginnen und Kollegen die historischen Sichtweisen, obwohl sie kurz zuvor an einem Checkpoint von einem israelischen Soldaten erniedrigt worden waren. Und die israelischen Lehrer waren ihrerseits bereit, weiter an dem Projekt zu arbeiten, obwohl sie oft Angst davor hatten, dass bald die nächste Bombe explodieren könnte. Bar-On nannte diese Sitzungen «Dialoge unter Beschuss». Der Psychologe zog aus der Zusammenarbeit im Schulbuchprojekt die wichtige Lehre: «Friede bedeutet, dass man erkennt, wie verschieden der andere von einem ist und nicht wie ähnlich. Eine einzige überbrückende Geschichte niederzuschreiben bedeutet, Gleichheit zu schaffen. Wir wollen aber keine Illusion von Gleichheit erwecken, denn das scheint uns in der näheren Zukunft noch nicht möglich zu sein. Deshalb muss man zunächst feststellen, dass der andere anders als man selbst denkt», so Bar-On.

Das ist für die herrschende Mehrheit jedoch unerträglich: Im Oktober 2010 zog das israelische Erziehungsministerium das Buch aus dem Verkehr: «Dieses Buch habe an einer israelischen Schule nichts zu suchen, es sei anti-zionistisch und vermittele eine Fülle falscher Fakten»,¹⁶ hieß es zur Begründung. Auch die palästinensische Führung (PA) setzte dieses «Experiment» kurz darauf ab, weil es aus der Bevölkerung zu viele Proteste gegeben hatte. Inoffiziell allerdings wird mit dem Geschichtsbuch bzw. Auszügen daraus trotzdem weiter gearbeitet – nachhaltige Projekte wie diese setzen sich zum Glück gegen viele äußere Widrigkeiten durch.

Der Nahostexperte Tony Klug berichtete im Mai 2010 über eine ungewöhnliche Begegnung zwischen Palästinensern und Israelis in Berlin. Unter den Israelis waren Vertreter der rechts-gerichteten Parteien Likud, von Außenminister Avigdor Liebermans *Yisrael Beitenu*-Partei und der zentralistisch-rechten Partei *Kadima*. Wie Klug vorhergesehen hatte, verschlechterte sich die

¹⁵ Interview mit Prof. Sami Adwan vom 14. Januar 2010, abrufbar unter: <http://www.justvision.org/portrait/76000/interview>

¹⁶ *Süddeutsche Zeitung*, 27. Oktober 2010

Atmosphäre auf der Konferenz von Tag zu Tag. Indes, «am vierten Tag gab es einen plötzlichen dramatischen Wandel. Die Israelis hatten darauf gedrungen, die Plenumsitzung in kleinen Gruppen abzuhalten, die Palästinenser allerdings befürchteten eine Falle und wollten in einer großen Gruppe bleiben. Zwei Israelis nahmen mich beiseite und baten mich, den Palästinensern zu erklären, dass sie zum ersten Mal in ihrem Leben deren Schmerz gefühlt und begriffen hätten, dass dies keine Taktik, sondern authentisch war», so Klug. «Sie wollten sich entschuldigen und suchten nach einem Weg, die Rechte der Palästinenser zu verwirklichen, ohne Israels Existenz dadurch zu gefährden. Am letzten Tag präsentierten die beiden offensten Teilnehmer der jeweiligen Seite dem Plenum gemeinsam die Skizze einer Friedensvereinbarung mit einigen neuen Regelungen, zu denen sie sich, wenn auch etwas bange, jeweils verpflichten würden. So unwahrscheinlich die Bedingungen auch waren, es war das bemerkenswerte Ergebnis einer Achterbahnfahrt, die allenthalben mit Umarmungen endete»,¹⁷ resümierte der jahrzehntelange Kenner des Konflikts. Auch wenn Klug seine positiven Eindrücke einschränkt, indem er hinzufügt, dass «es möglich ist, dass diese Wirkung noch nicht einmal die Heimreise überlebte», so ist er doch der Überzeugung, dass sich eine solche Begegnung in der Zukunft wiederholen ließe.

Klugs Erfahrung ist vergleichbar mit dem, was Dan Bar-On aus seiner Arbeit mit den palästinensischen und israelischen Lehrern erfuhr: «Es war ein Erfolg, dass sie sich gegenseitig zuhören konnten, ohne ihren eigenen Standpunkt oder den der anderen zu delegitimieren. Es ist emotional sehr schwierig, beide Narrative in sich zu halten. Man kann nicht erwarten, dass das schon beim ersten Treffen passiert.»¹⁸

Der palästinensisch-israelische Konflikt lässt sich nicht allein politisch und historisch erklären. Um die tieferen Schichten zu erfassen und seine Komplexität zu begreifen, sind auch psychologische Einblicke notwendig. Der französisch-libanesische Politologe Gilbert Achcar hat seinem Buch *The Arabs and the Holocaust*¹⁹ den Untertitel «Der arabisch-israelische Krieg der Narrative» gegeben. Er bezog sich damit auf die «beiden bestimmenden Traumata des Konflikts: den Holocaust und die *Nakba*». Der Philosoph Brian Klug, Bruder von Tony Klug, sagte bei der Buchpremiere am 1. Juli 2010 in London: «Man kann sich kaum etwas Makabereres als diesen verzweifelten, unerbittlichen Wettbewerb von Katastrophen vorstellen.»²⁰ Doch genau das ist die Realität am Ort – es gibt auf beiden Seiten Traumata, die unverarbeitet geblieben sind und so von Generation zu Generation weitergereicht werden und eine subtile Atmosphäre von Angst erzeugen. Zugleich sorgen sie in den beiden Gesellschaften jedoch

17 Bericht von Tony Klug als Quelle für die Autorin.

18 Interview mit Prof. Dan Bar-On im März 2008, abrufbar unter: <http://www.justvision.org/search?page=2&keys=dan%20bar-on>

19 Gilbert Achcar, *The Arabs and the Holocaust. The Arab-Israeli War of Narratives*, London 2010.

20 Brian Klugs Rede bei der Buchpremiere von Gilbert Achcars Buch, Quelle lag der Autorin vor.

auch für einen gemeinsamen Nenner, mit dem sich jeder identifiziert und der sogar jene einbezieht, die weder die *Shoah* noch die *Nakba*, die Vertreibung und Entwurzelung der Palästinenser, erlebt haben.

«Wir haben eine dominante Haltung gegenüber den Palästinensern, die Machtverhältnisse sind asymmetrisch...», sagte Dan Bar-On. «Zugleich haben wir aber auch Angst, dass die Palästinenser die Nachfolger derer sein könnten, die uns in Europa verfolgt haben. Es bestehen zwei gegensätzliche Ungleichheiten: das physische Ungleichgewicht am Ort, unsere Kontrolle über die Palästinenser; und das zweite Ungleichgewicht, unsere Angst vor ihnen. Wenn man diese beiden Missverhältnisse nicht begreift, kann man auch nicht verstehen, warum dieser Konflikt kein Ende nimmt»,²¹ so der Psychologe. In vielen gescheiterten Dialogen haben sich Palästinenser hilflos und zum Schweigen gebracht gefühlt, wenn sie mit Erzählungen über die Katastrophe der Judenvernichtung konfrontiert waren. Einige von ihnen reagierten daraufhin defensiv und beschuldigten Israelis, sich gegenüber Palästinensern wie Nazis zu benehmen. Erwartungsgemäß fühlten die Israelis sich durch diesen Vergleich nicht wahrgenommen und zutiefst verletzt. In der Empfindung vieler Israelis sind Araber und Palästinenser die neuen Nationalsozialisten: «Aber den Arabern werden wir nie verzeihen, weil sie angeblich genauso sind wie die Nazis, schlimmer als die Deutschen. Wir haben unsere Wut und Rachegefühle von einem Volk auf ein anderes verlagert, von einem alten auf einen neuen Feind»²², konstatiert der ehemalige Knesset-Sprecher, einst auch Vorsitzender der *Jewish Agency*, Avraham Burg. Er ist der Ansicht, «dass, wenn wir die Araber von der Nazi-Rolle befreien, die wir ihnen zugewiesen haben, es wesentlich einfacher sein wird, mit ihnen zu reden und unsere beiden existenziellen Probleme zu lösen».²³

Der Wissenschaftler Aziz Abu Sarah sagt: «Ich muss gestehen, dass ich als Heranwachsender wenig über den Holocaust wusste. Wir Palästinenser haben darüber einfach nichts gelernt. Das Thema war stigmatisiert, es bedeutete für uns: Israel missbraucht den Holocaust, um für Unterstützung zu werben und diese dann als schreckliche Waffen auf uns Palästinenser zu richten. Wenn ich auf den Holocaust angesprochen wurde, empfand ich defensiv den Drang zu sagen: «Es war nicht mein Fehler. Ich habe dafür auch gelitten.» Tief in meinem Innern dachte ich wohl, wenn ich den Schmerz der Juden anerkennen würde, würde ich meine eigenen Leiden verraten oder marginalisieren. Ein anderer Teil in mir befürchtete wohl, dass ich meinen Anspruch auf Gerechtigkeit verwirken würde, wenn ich Sympathien für «den Feind» zeigte. Ich weiß jetzt, dass das Unfug ist: Man ist stärker, wenn man Feindschaft mit Menschlichkeit überwindet.»²⁴ Abu Sarah hatte begriffen, dass er über den Holocaust lernen musste, um mit seinen jüdischen Freunden erfolgreich zu kommunizieren. Freilich kann man

21 Alexandra Senfft (2009), S. 15.

22 Avraham Burg, *Hitler besiegen. Warum Israel sich endlich vom Holocaust lösen muss*, Frankfurt/M: Campus 2009, S. 95.

23 Ebenda, S. 98.

24 Siehe <http://azizabusarah.wordpress.com/>

von diesen Freunden ebenso erwarten, dass sie das Schicksal der Palästinenser wahrnehmen, um empathisch auf Abu Sarah zu reagieren – und einen echten Dialog zu beginnen.

Anders als Deutsche und Juden, die mit der Zeit ein gemeinsames Narrativ entwickelt und immerhin definiert haben, wer während des Nationalsozialismus Täter und wer Opfer gewesen ist, ringen Israelis und Palästinenser weiterhin darum, wer von beiden das Opfer ist und wer mehr leidet. Geradezu so, als habe das Opfer immer Recht, hält jeder den anderen für den Täter. Die Mehrheit der Israelis betrachtet sich als Opfer oder potenzielles Opfer palästinensischen Terrors und sieht das Existenzrecht Israels in beständiger Gefahr. Indem sie ihren Blick auf den «Opferstatus» reduzieren, verdrängen sie ihre Rolle als Besatzer und drücken sich um die Verantwortung für ihre eigenen Handlungen. Die Palästinenser leben zwar unter einer Besatzung und werden täglich gedemütigt, doch das verleiht auch ihnen nicht den Rang des Opfers – auch sie haben ihre gewaltsamen Anteile und sind gegenüber jüdischen Israelis oder gar gegenüber ihren eigenen Leuten zu Tätern geworden. Tatsache ist, dass es auf beiden Seiten Opfer und Täter gibt.

Über die Funktion von Feindbildern und Stereotypen sagt Saida Nusseibeh: «Hier ist mehr als Ignoranz oder kulturelle Einstellungen am Werk. Vorurteile zuzugeben kann zur Folge haben, mit verdrängten Schuldgefühlen konfrontiert zu sein. «Schuld ist der Klebstoff, der Vorurteile zusammen hält.» Um solche Einstellungen zu verändern, muss man eine Atmosphäre schaffen, die die Schuldgefühle der Menschen vermindert. Bei anderen Menschen bleiben Vorurteile erhalten, weil sie in der Vergangenheit verletzt oder diskriminiert wurden. Unsicherheit kann Angst und Ohnmacht erzeugen, die die Feindbilder weiter verstärken.» Sündenböcke zu schaffen, sei meistens eine Projektion, so die Schwester des Philosophen Sari Nusseibeh. Wer diskriminiert worden sei, fühle sich oftmals bereits dann besser, wenn er seinerseits nun andere diskriminiere. «Anstatt dass wir als Individuen unsere eigenen negativen Charakteristika oder geheimen Wünsche, die möglicherweise gegen die kulturellen Normen und Werte unserer Gruppe verstoßen, zugeben und uns mit ihnen konfrontieren, projizieren wir diese negativen Eigenschaften häufig auf die andere Gruppe («Alle Israelis sind arrogant» oder «Alle Araber sind unzuverlässig» usw.).»²⁵

Es gebe kein objektives Maß, um Leid zu messen, denn Leiden sei immer subjektiv, hat Bar-On stets betont. Er hielt es für dringend geboten, dass jede Seite versucht zu begreifen, wie schmerzhaft und nicht verarbeitete Erfahrungen aus der Vergangenheit auf die Gegenwart wirken. Der ehemalige PLO-Vertreter Afif Safieh verwies zu Recht auf die Universalität der Menschenrechte: «Wäre ich ein Jude, Sinti oder Roma, wäre der Holocaust für mich das schrecklichste Ereignis in der Geschichte. Wäre ich ein Schwarzafrikaner, wären es die Sklaverei und Apartheid. Wäre ich ein Ureinwohner Amerikas, wäre es die Entdeckung der neuen Welt durch europäische Forscher und Siedler, was fast zur völligen

²⁵ Vgl. Saida Nusseibeh (2001).

Auslöschung geführt hat. Wäre ich Armenier, wäre es das osmanisch-türkische Massaker. Und wenn ich ein Palästinenser wäre, wäre es die *Nakba*, die Katastrophe der Vertreibung. Niemand hat das Monopol über menschliches Leiden. Es ist nicht ratsam, eine Hierarchie des Leidens zu schaffen. Die Menschheit sollte all das oben genannte als moralisch abstoßend und politisch unakzeptabel betrachten.»²⁶

Neben der parlamentarischen Ebene und den rein praktischen Beziehungen, die es zwischen Israelis und Palästinensern noch gibt, existiert auch die Zivilgesellschaft – Nichtregierungsorganisationen und Initiativen in den Friedensbewegungen – auf beiden Seiten. In Palästina gibt es divergierende Ansichten darüber, ob man weiter mit Israelis zusammenarbeiten solle. Der Generaldelegierte Palästinas in Deutschland, Salah Abdel Shafi, sagt, diese Frage sei nicht pauschal zu beantworten, sondern liege im Ermessen jedes Einzelnen. «Die Minimalanforderungen für Kontakte sollten aber sein, dass Palästinenser und Israelis sich darauf einigen, gleichberechtigt auf Augenhöhe miteinander zu arbeiten, die Besatzung zu beenden und einen palästinensischen Staat neben Israel zu schaffen.»²⁷ Sicherheit gelte nicht nur für Israelis, sondern auch für die Palästinenser. Es sei Unfug zu glauben, man könne die Zusammenarbeit auf humanitäre oder finanzielle Belange beschränken, wie das von israelischen Partnern oft gefordert werde – jeder Kontakt sei politisch, so Abdel Shafi, und deshalb müsse es für gemeinsame Projekte auch einen politischen Rahmen geben, für dessen Ziele sich alle Beteiligten einsetzen. «Wir müssen uns einig sein, einen lebensfähigen palästinensischen Staat schaffen zu wollen, der an der Seite Israels Bestand haben wird»,²⁸ so der Politologe, dessen Vater Haider Abdel Shafi 1991 die palästinensische Delegation bei den Friedensverhandlungen in Madrid und anschließend auch in Washington noch einige Zeit leitete, bis er sie zur Farce erklärte, weil sie mit einem fairen Austausch nichts zu tun hätten, und von seinem Amt zurücktrat.

Es gibt, trotz aller politischen Schwierigkeiten, weiterhin eine Vielzahl von Organisationen und Initiativen in Palästina und Israel, die erfolgreich zusammenarbeiten und dem Stillstand auf der hohen politischen Ebene durch lebhafte Prozesse an der Basis entgegenwirken. Zu nennen wären hier zum Beispiel das *Palestine-Israel Journal*, eine Zeitschrift mit paritätisch besetzter palästinensischer und israelischer Redaktion, oder *Miftah – The Palestinian Initiative for the Promotion of Global Dialogue & Democracy*. Miftah kooperiert mit der israelischen Organisation *Keshev*, dem Zentrum zum Schutz der Demokratie in Israel, im Rahmen eines Medienbeobachtungs-Projekts mit dem Titel «Auch Worte können töten», um der Frage nachzugehen, ob die Medien friedensfördernd berichten oder – ganz im Gegenteil – Vorurteile und Feindschaft schüren. *IPCRI – The Israel/Palestine Center for Research and Information* oder *PRIME – Peace*

²⁶ Afif Safieh, *On Palestinian Diplomacy*, Washington D. C. 2006, S. 24 f.

²⁷ Gespräch mit der Autorin im November 2010.

²⁸ Ebenda.

Research Institute in the Middle East arbeiten als Thinktanks. *Al-Tariq – The Way to Democracy and Peace* führt unter anderem Verständigungsprojekte mit Kindern und Jugendlichen durch, und in der Dorfkooperative *Wahat al-Salam/ Neve Shalom* leben seit 1972 jüdische und palästinensische Bürger Israels miteinander. *Ta'ayush* (Arabisch) bedeutet «Zusammenleben» und ist eine Bewegung von Juden und Palästinensern, die sich gemeinsam durch diverse *Grassroots*-Aktivitäten gegen Rassismus und für ein friedliches Miteinander einsetzen. Zu nennen wäre ferner der *Bitter Lemons Newsletter*, eine online-Plattform israelischer und palästinensischer Intellektueller, die ihre jeweilige Sicht auf die aktuellen Entwicklungen veröffentlichen. Nicht zuletzt sind *The Parents Circle – Families Forum* und *Combatants for Peace* von besonderer Bedeutung, weil hier Palästinenser und Israelis ihre Lebensgeschichten austauschen, gemeinsam die Opfer in ihren Familien betrauern und sogar ihre Rolle als Täter aufarbeiten. Es gibt dergestalt viele Initiativen, die, von der internationalen Öffentlichkeit oft nicht oder nicht angemessen wahrgenommen, zur Verständigung zwischen Palästinensern und Israelis beitragen.²⁹ Viele der Persönlichkeiten, die sich in diesen Initiativen aktiv einbringen, haben Gewalt erfahren und oft schmerzhaft Verluste erlitten. Für manche von ihnen hätten diese oft traumatischen Erlebnisse zur Folge haben können, selbst zur Gewalt zu greifen und anderen Schaden zuzufügen. Anstatt jedoch einen destruktiven Weg einzuschlagen – und sich durch Hass letztlich auch selbst zu zerstören –, haben sie den Weg der Verständigung gewählt. Die regierenden Politiker auf beiden Seiten könnten viel über wahrhaftige Dialoge von vielen dieser Akteure in der Zivilgesellschaft lernen. Diese Menschen handeln oft sehr viel politischer und effektiver als sie, nicht zuletzt weil sie das Private als politisch erkannt haben.

Hussein Agha und Robert Malley sagen: «Die Palästinenser sind insgeheim im Glauben befangen, die USA würden sie eines Tages retten; und die Israelis hängen der Vorstellung an, die USA würden sie ewig schützen. Beide zeigen zu oft größeres Interesse daran, Amerikas Unterstützung zu gewinnen als sich gegenseitig zu überzeugen.»³⁰ Erst wenn die palästinensischen und israelischen Politiker die Arbeit jener Nichtregierungsorganisationen und verschiedenen Friedensinitiativen zum Vorbild nehmen, die partnerschaftlich und auf Augenhöhe kooperieren, um die Besatzung zu beenden und Palästinensern und Israelis Sicherheit zu vermitteln, erst wenn sie deren Aktivitäten zum menschlichen und politischen Maßstab erheben, kann im Nahen Osten tatsächlich Frieden

29 Leider können im Rahmen dieses Beitrags nicht alle Organisationen und Initiativen genannt oder ausreichend gewürdigt werden. Es wird in diesem Zusammenhang noch hingewiesen auf den Dachverband *Panorama – The Palestinian Center for the Dissemination of Democracy & Community Development* (www.panoramacenter.org) und *The Peres Center for Peace* (www.peres-center.org). Hier sind rund 120 palästinensische und israelische Organisationen, von denen viele gleichberechtigt und erfolgreich miteinander arbeiten, miteinander vernetzt. Siehe die Liste und weitere Links zu diesen Organisationen unter <http://www.wiserearth.org/organization/view/dd7fee01e4e116e302d5-c426478b0d1a>

30 Hussein Agha/Robert Malley (2011).

geschaffen werden. Sobald die Friedensaktivitäten an der Basis durch politische Entscheidungen gestützt werden und sich diese beiden Ebenen strategisch miteinander verbinden, kann auch die öffentliche Meinung auf beiden Seiten positiv beeinflusst und auf Friedenskurs gebracht werden.

Sami Adwan betont, wie sehr ein echter Dialog dafür sorgt, Empathie für den Schmerz des anderen zu entwickeln, ohne dabei die eigene Identität und die eigenen Interessen aufzugeben: «Es geht nicht darum, dass wir, Palästinenser oder Israelis, unsere Leute oder die Gesellschaften, in denen wir leben, im Stich lassen. Es wäre ein schrecklicher Fehler anzunehmen, ein Palästinenser verleugne seine Realität oder sein Leiden, nur weil er mit Israelis zusammenarbeitet. Man kann weiter ein nützliches Mitglied seiner Gemeinde, Familie oder Gesellschaft bleiben und trotzdem zugleich an Aktivitäten mit Israelis teilnehmen. Ebenso sollten Israelis sich nicht von ihren Gesellschaften entfernen. Wenn das passierte, würden sich beide Gruppen von ihren eigenen Gesellschaften isolieren und abtrennen, was einzig dazu führen würde, ihren Einfluss auf diese Gesellschaften zu schwächen.»³¹

Gerade dieser Einfluss ist jedoch dringend notwendig, um Menschlichkeit, Freiheit und Demokratie als gesellschaftliche Werte zu erhalten und zu fördern. Es gibt für Palästinenser und Israelis deshalb keine andere Lösung als Dialog und gleichberechtigte Zusammenarbeit.

31 Siehe Sami Adwan (2010).